

Nur Beheimatete können Heimat schenken

Die Suche nach einer zeit- und evangeliumsgemäßen Pastoral wird ohne Aufmerksamkeit für die Frauen und Männer, die im Dienst der Seelsorge stehen, idealistisch und lebensferne Theorie bleiben. Der langjährige Ausbildungsleiter für Kapläne und Pastoralassistent(inn)en im Bistum Mainz und Professor für Pastoraltheologie am dortigen Priesterseminar zeigt Perspektiven, wie in dem spannungsvollen Feld heutiger Pastoral die Seelsorger und Seelsorgerinnen geistliche Orientierung finden können. (Redaktion)

Die flüchtige Begegnung

Ich eilte während der Rushhour durch die Mainzer Innenstadt zu einer Konferenz. Gedankenverloren blickte ich im Laufen an der Menschenmenge vorbei, die an mir entlangzog. Man kann bekanntlich viele und vieles sehen und an sich vorüberziehen lassen, ohne wirklich wahrzunehmen. Das war – im Nachhinein reflektiert – mein Empfinden. Und dann tauchte in der Menge das Gesicht eines jungen, asiatischen Mannes vor mir auf. Es war ein nachdenkliches, verkrampftes, sorgenvolles Gesicht. Der Mann blickte genauso durch die Menge hindurch, wie ich es bisher getan hatte. Und doch nahm er wahr, dass ich ihm mittens ins Gesicht sah. Er blickte erstaunt auf. Ich lächelte ihn an. Da entkrampfte sich sein Gesicht. Er lächelte zurück. Eine Begegnung, die etwa eine Sekunde dauerte und trotzdem bis heute vor meinem geistigen Auge lebendig geblieben ist. Ich werde diesen Menschen wohl nie mehr wiedersehen. Doch entstand in dieser Sekunde das Gefühl und die Erfahrung echter, menschlicher, bereichernder Begegnung, einer Bereicherung nach beiden Seiten.

Vielleicht ist eine solche oder ähnliche Erfahrung paradigmatisch und typisch für viele Begegnungen in der Seelsor-

ge. Gespräche anlässlich einer Trauung, einer Taufe oder vor einer Beerdigung dauern zwar länger als eine Sekunde, doch erfahren sie viele Seelsorger als flüchtige Begegnungen. Nicht selten bleibt der fade Geschmack zurück, bei den meist organisatorischen Absprachen zu wenig seelsorglich getan zu haben. Selbst langfristig angelegte Begegnungsprozesse, wie etwa die Vorbereitung auf die Erstkommunion mit vielen Treffen und Programmen, produzieren jedes Jahr neu die Frustration, nur bei wenigen Kindern und Eltern eine festere Bindung an die Gemeinde zu erreichen.

Mit diesen Erfahrungen befinden sich die Seelsorger in bester Gesellschaft mit dem, in dessen Namen sie ihren Dienst tun. Auf seinem Weg nach Jerusalem begegnet Jesus zehn Aussätzigen (Lk 17,11–19). Diese bleiben „in der Ferne“ stehen und erbitten sein Erbarmen. Und Jesus heilt sie sozusagen aus der Ferne: Während sie zu den Priestern gehen, werden sie rein. Einer kehrt zurück, um sich zu bedanken. Man hört die Enttäuschung aus den Worten Jesu: „Es sind doch alle zehn rein geworden. Wo sind die übrigen neun?“ 100 Prozent hatten Kontakt mit ihm,

10 Prozent kehren wieder, um Gott die Ehre zu geben. Ein Zahlenverhältnis, das durchaus auch in unsere heutige pastorale Situation passt.

Das kurzfristige, flüchtige Angebot der Nähe und Begegnung, ja der Heilung, ist also nicht umsonst, wenngleich es selbst beim Herrn der Seelsorge und der Seelsorger Enttäuschung auslöst. Die Seelsorge „aus der Ferne“ – an den „Fern-Stehenden“ – ist eine Seelsorge an Menschen, die dem Seelsorger an den Weg gestellt sind. Erfolg, Ertrag oder Sinnhaftigkeit dieser flüchtigen Begegnung bleiben dem Seelsorger in der Regel verborgen, sind aber – aus gläubiger Perspektive des Seelsorgers – ein Mosaikstein in der Lebenskonzeption der betreffenden Menschen. Darum hat niemand das Recht, eine solche Begegnung abzuqualifizieren.

Das Angebot der Beheimatung

Eine 36-jährige Frau meldet sich bei ihrem Pfarrer zum Gespräch. Sie ist in der Gemeinde bekannt, da sie bei der Vorbereitung zur Erstkommunion ihrer beiden Söhne als Gruppenleiterin mitarbeitete. Sie fragt nun beim Pfarrer an, welche Möglichkeiten einer weiteren Mitarbeit in der Gemeinde für sie bestünden. Sie berichtet, wie sehr sie sich während des Vorbereitungsprozesses zur Erstkommunion in die Gemeinde integriert gefühlt habe. In den beiden letzten Jahren sei sie irgendwie heimatlos geworden. Sie gehe zwar jeden Sonntag mit ihrer Familie zum Gottesdienst. Doch sie fühle deutlich, dass das nicht alles sein könne. Der Pfarrer fragt nach, was sie sich wünsche. Ihre Antwort: „Ich möchte etwas für meine Glaubensvertiefung tun. Ich möchte mich mit anderen intensiver über den Glauben und über Glaubenserfahrungen austauschen.“ Diese Begegnung ist Anlass, eine neue Ehepaargruppe in der Gemeinde zu bilden, die sich

nicht nur zu gesellschaftlichem Zusammensein, sondern vor allem zu Glaubensgesprächen trifft.

Hier zeichnet sich eine andere Spur seelsorglichen Tuns ab, nämlich die der aktiven Gemeindebildung und des Gemeindeaufbaus. Diese Frau sucht ausdrücklich die Beheimatung in der Gemeinde, sucht die Gemeinde als Lebens- und Glaubensort. Glücklicherweise versteht der Pfarrer die Anfrage nicht als einen Angriff auf die Güte seiner Sonntagspredigt oder als Kritik am Angebot der Gemeinde. Er hört vielmehr in den Wunsch der Frau hinein, fragt in gut jesuanischer Weise nach: „Was willst du, das ich dir tun soll?“ Das eröffnet die Möglichkeit, einen neuen, wichtigen Stein in den Bau der Gemeinde einzufügen.

Differenzierte Pastoral

Die voranstehenden Beispiele machen deutlich, dass die angedeuteten Wege seelsorglicher Tätigkeit nicht gegeneinander ausgespielt werden dürfen. Beide sind authentische Wege der Seelsorge.

Die Beispiele zeigen zugleich zwei – auch von der Pastoral Jesu selbst legitimierte – Grade der Identifikation mit der Gemeinschaft der Glaubenden. Jesus lässt sowohl die flüchtige Begegnung und die „undankbare“ Inanspruchnahme seiner heilenden Kraft als auch die freimütige Nachfolge in seinem Jüngerkreis zu. Er nimmt die verschiedenen Identifikationsgrade ernst: die „vielen“, die ihm zuströmen, um sein Wort zu hören; der engere Kreis von Jüngerinnen und Jüngern, die ihn zeitweise begleiten; der Kreis der Zwölf, die er in besonderer Weise unterweist; die kleine Gruppe von Petrus, Jakobus und Johannes, denen er in bestimmten Situationen, etwa bei

der Verklärung oder am Ölberg, eine besondere Nähe gewährt oder zumutet; oder die Freundesbeziehung zu Maria, Marta und Lazarus, bei dessen Tod seine Tränen die menschliche, ja rührende Nähe ausdrücken.

Manchmal weist Jesus die Zugehörigkeit zu einer dieser differenzierten Gruppen regelrecht zu, etwa bei der Berufung in den Zwölferkreis (Mk 1,16–20). Ein anderes Mal lehnt er eine solche Zugehörigkeit ab, als er etwa dem von seiner Besessenheit geheilten Mann von Gerasa nicht erlaubt, bei ihm zu bleiben, obwohl dieser ausdrücklich darum bittet (Mk 5,18ff). Ein anderes Mal weist Jesus den reichen Jüngling auf den Weg der radikalen Nachfolge hin, lässt ihm aber die Freiheit zu wählen (Mk 10,17ff).

Die Zuweisung, Ablehnung oder Einladung geschieht aber nicht willkürlich, sondern gemäß der „Berufung“, die jedem in anderer Weise zuteil wird. Jesus nimmt die jeweilige Bindungsfähigkeit der Menschen wahr, schätzt sie ein und nimmt sie an.

Was ist heute notwendig?

Das ist ein freiheitliches Seelsorgekonzept, das die Kirche Jesu Christi nicht übersehen darf. Dieses Konzept gibt eine grundsätzliche Antwort auf die Frage, was und wen Seelsorge auch heute in einem pluralistischen und individualistischen Gesellschaftsgefüge sinnvollerweise in den Blick nehmen muss. Dieses Konzept wehrt auch vorschnelle und falsche Alternativen ab: etwa die Alternative „Gemeindebildung“ contra „punktuelle, flüchtige, menschenfreundliche Begegnung“, oder: „Sammlung des Volkes Gottes“ im Sinne der Schaffung eines Binnenraumes von Kirche contra „Sendung“ als Zuwendung zur Welt, oder: „Hei-

mat bieten“ contra „Wege begleiten“ (wie dieses Themenheft mit seinem Titel anfragt).

Würde sich die Kirche auf die Beheimatung ihrer Mitglieder beschränken, verkäme sie bald zu einer sektierischen Kuschelgruppe, die sich selbst genügt. Würde sie sich im Sinne des Apostolates nur nach außen wenden, stände sie in der Gefahr, sich selbst zu verlieren.

Die Tugend liegt – auch hier – in der Mitte zwischen beiden Extremen. Sie zeigt sich in der Balance zwischen Identitätssichernder Beheimatung in einem Binnenraum und der Erprobung der Identität in der Begleitung solcher, die nur einmal kurz vorbeischauen. Von allen wird, wenn auch in verschiedener Intensität, der Kontakt als Stärkung und „Auftanken“ für den Lebensweg erfahren.

Diese nicht neue Problematik kann mit dem Zirkelgleichnis der heiligen Hildegard von Bingen verdeutlicht werden: Je tiefer der Dorn eines Zirkels in der Mitte eingestochen ist, desto weitere Kreise kann er zeichnen, ohne in der Gefahr zu stehen, weg zu rutschen. Die Beheimatung in der Mitte, in der Gemeinde und letztlich in der Person Jesu Christi macht erst fähig, aus dem Geiste Jesu für andere zur Begleiterin und zum Begleiter zu werden.

Qualifikationen der Seelsorger heute

Die Aufgabe der Beheimatung in der christlichen Gemeinde einerseits und die selbstlose Begleitung der Menschen bis hin zur flüchtigen Begegnung andererseits ist allen Getauften und Gefirmten übertragen. Dieser Grundsatz der verantwortlichen Mitarbeit aller widerspricht nicht der besonderen Sendung und Beauftragung der hauptberuflichen Seelsorger und Seelsorgerinnen.

Ihnen kommt die Aufgabe zu, nicht nur selbst andere zu begleiten, sondern auch andere zur Begleitung zu befähigen und deren Engagement in Einheit zusammen zu führen. Im Folgenden werden einige Qualifikationen benannt, die heute unabdingbar für Seelsorger sind, die eine Balance zwischen Beheimatung und selbstloser Begleitung halten wollen.

Selbst beheimatet sein

Auch der heutige Seelsorger nimmt Maß am Seelsorger Jesus. Dieser sagt zwar von sich, dass der Menschensohn keinen Platz habe, wo er sein Haupt hinlegen könne (Mt 8,20). Doch hat er Freunde, bei denen er daheim ist. Man denke etwa an die Geschwister von Betanien, mit denen ihn ein menschlich inniges Verhältnis verbindet, oder auch an den engsten Kreis seiner Jünger, die er nicht mehr Knechte, sondern Freunde nennt (Joh 15,14ff).

Phil 3,20 weist die Christen darauf hin, dass „unsere Heimat im Himmel“ ist. Dieser Himmel, von dem her Jesus Christus als der Retter der Welt erwartet wird, ist die Letzt-Heimat, auf die das ganze christliche Leben hinstrebt. Doch bis zur Erreichung dieses Ziels gilt es, die Jetzt-Heimat, dieses konkret zu lebende Leben, aus jener Erwartung heraus zu gestalten. Diese Jetzt-Heimat als Bild und Gleichnis jener Letzt-Heimat muss ernstgenommen werden, wenn das Leben nicht durch falsche Ideologien überfremdet werden soll.

Die Sehnsucht nach Geborgenheit, nach Beheimatung an Orten, bei Menschen, in Werten und sinnstiftenden Ideen gehört zur Identität des Men-

schen. Bei Umfragen unter Jugendlichen zu Wünschen und Werten haben ‚Geborgenheit in einer Gemeinschaft‘, ein ‚intaktes Familienleben‘ und ‚Freunde‘ oberste Priorität.¹ Selbst schlimmste Erfahrungen und Enttäuschungen können die Sehnsucht, irgendwo wirklich daheim zu sein, nicht ausrotten. Was Jugendliche unbefangen als Anliegen formulieren, drücken Erwachsene oft etwas verschämter, doch in der Sache gleich aus: Verlässlichkeit in den Beziehungen, Annahme durch einen geliebten Menschen. Seelsorger tun gut daran, diesen natürlichen Beheimatungsbedarf für sich ernst zu nehmen. Wer anderen Beheimatung anbieten will und sie auf ihrem Weg zu ihrer Identität begleiten will, muss selbst beheimatet sein. Sonst besteht die Gefahr, dass er unkontrolliert für sich selbst in den angebotenen Beziehungen etwas von dem Lebensgut Heimat erhaschen will.

- Beheimatung heißt zunächst *Beheimatung bei sich selbst*. Diese Art der Beheimatung bedeutet, sich selbst mit allen Fähigkeiten und Vorzügen, doch auch mit allen Unzulänglichkeiten zu akzeptieren. Jemand, der in sich immer zuerst und am liebsten etwas sehen würde, was er in Wirklichkeit nicht ist, macht sein Leben leicht zu einer Schaubühne. Er lebt nicht authentisch. Und das spüren die Menschen und nehmen ihn auf die Dauer nicht ernst.

- Beheimatung bedeutet ferner *Beheimatung im Hier und Jetzt*. Menschen, die der Vergangenheit, vergangenen Glanzzeiten oder einer früheren Stelle nachtrauern, sind kaum fähig, ganz in der Gegenwart zu leben und sie zu gestalten. Ebenso wenig sind Men-

¹ Vgl. Jugend 2000. 13. Shell Jugendstudie, 2 Bde., Opladen 2000, bes. Bd. 1, 13ff.

schen, die in Zukunftsvisionen schwelgen, gegenwartsfähig. Nur wer zu seinem gegenwärtigen Leben ganz ja sagen kann, ist bereit, die Jetzt-Heimat für sich und andere zu gestalten.

- Beheimatung heißt auch *gute Freunde haben*. Ein Seelsorger, der gute Freunde hat, weiß, wen er auch abends um 23 Uhr nach einer schwierigen Pfarrgemeinderatssitzung noch anrufen kann. Er weiß, zu wem er an seinem freien Tag eingeladen ist. Er braucht sich keine Reisegesellschaft zu suchen, um einen erholsamen Urlaub zu verbringen.

- Beheimatung heißt schließlich *Daheimsein bei Gott*. Ein Seelsorger, der Erfahrungen mit seinem Gott gemacht hat und der fähig ist, von diesen Erfahrungen zu sprechen, wirkt glaubwürdig. Er wird in der Begleitung von Menschen gespannt und offen sein, wie Gott wohl im Leben dieser Menschen wirken möchte. Er wird im Leben der Menschen mit diesem Gott rechnen, so wie er im eigenen mit ihm rechnet.

Arbeiten aus den persönlichen Quellen

In den vergangenen Jahren haben viele Bistümer in Diözesansynoden und -foren pastorale Richtlinien für die Zukunft erarbeitet. Diese Richtlinien sind meist gediegene und ausgewogene Perspektiven für die Seelsorge der kommenden Jahre. Gesellschaftliche und kirchliche Entwicklungen werden ebenso berücksichtigt wie die Personalsituation. Die formulierten Ziele sind in der Regel einsichtig oder zumindest der Diskussion würdig. Zu den Zielen werden nicht selten auch Qualifikationen angegeben, die pastorale Mitarbeiter aufweisen müssen, damit diese Ziele erreicht werden können.

Weniger kommt zur Sprache, aus welchen persönlichen Kraftquellen die Seelsorger leben sollen. Denn alle vorgegebenen Ziele und gestellten Aufgaben werden gebrochen durch die Fähigkeiten, besonderen Begabungen, auch die Schwächen und Begrenzungen der Menschen, die die Aufgaben erledigen sollen.

Anders ausgedrückt: Damit Seelsorger Ziele und Aufgaben beherzt und engagiert angehen können, müssen sie ihre inneren Kraftquellen kennen und schätzen. Denn diese stützen die Motivationen zur Arbeit und schützen davor, unter permanenter Überforderung zu leiden und mit anderen gemeinsam die schwierige Situation zu beklagen.

Ein älterer Seelsorger erlebt, für sich selbst und alle Umstehenden überraschend, den schnellen Verfall seiner Kräfte. Er muss ins Krankenhaus und erhält sein Todesurteil: Leberkrebs. Seine Situation spricht sich wie ein Lauffeuer herum. Innerhalb kurzer Zeit kommen hunderte von Menschen zu Besuch an sein Krankenbett, nicht um irgendwelche vertröstenden Worte zu sagen, sondern einfach um ihm nahe zu sein und von ihm wegweisende Impulse zu hören. Was geht da vor sich?

Das persönliche Charisma dieses Priesters ist, Menschen intensiv persönlich zu begleiten. Auf diese Weise entstand um ihn ein Beziehungsgeflecht, das eine riesige Zahl von Menschen umfasst. Und er selbst empfindet es mit frohem und bereiten Herzen so: Er darf die Ernte eines Seelsorger-Lebens einfahren. Er hat nicht zuerst und vor allem organisiert und Aktionen gestartet, sondern in Beziehungen und in das geistliche Leben der Menschen investiert. So kann er sich sozusagen im Kreis einer riesigen Familie auf seinen Tod vorbereiten.

Dieser Mann hat sein Leben und seine seelsorgliche Arbeit aus einer inneren

Leidenschaft für die Menschen gestaltet. Diese Leidenschaft ruhte in seinem persönlichen Charisma. Notwendige Organisation und Verwaltung wurden von hier her geprägt und relativiert. Er strukturierte die ihm vorgegebenen Aufgaben und Ziele aus dieser Kraftquelle. Beide Perspektiven kamen zum Zug: Kurze und einmalige Begegnung wurde genauso aus dieser Quelle gespeist wie das Angebot von Beheimatung, die sich in der teilweise jahrelangen Begleitung einzelner ausdrücken konnte.

Eine der wichtigsten Aufgaben jedes Seelsorgers und jeder Seelsorgerin ist es, eine solche Quelle in sich selbst zu entdecken: Was ist meine persönliche, pastorale Identität? Was ist mein persönliches, von Gott geschenktes und aufgegebenes Pastoralkonzept, aus dessen Kraft ich selbst gefundene und zum Beispiel durch ein Bistum vorgegebene Ziele angehen kann?

Pastorale Option: Beziehungsnetze knüpfen

Die erfolgreiche Seelsorge der Zukunft wird im Wesentlichen darin bestehen, solche und ähnliche Beziehungsnetze zwischen den Menschen aufzubauen. Das entspricht einerseits der Art und Weise, wie Jesus selbst als Seelsorger tätig war, nimmt andererseits den enormen Beheimatungsbedarf in unserer gegenwärtigen Gesellschaft ernst. In solche Beziehungsnetze können sich die Menschen in freiheitlicher Weise so einknüpfen, wie es für sie möglich und authentisch ist. Jeder ist eingeladen, doch niemand muss mehr, als er möchte. Die einen können sich am Rande oder nur zeitweise anschließen. Andere können sich bereithalten, selbst zu einem Knotenpunkt in diesem Netz zu werden, der andere mitträgt und hält.

Diese Sicht der Kirche und der Gemeinde weist darauf hin, dass es in diesem Beziehungsorganismus nicht nur einen Knotenpunkt, etwa den Pfarrer, oder einige wenige, die pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, gibt. Es gibt deren viele: Gruppen, Kreise, Gremien und vor allem die Familien, in denen zuerst und vor allem gelernt wird, wie das Beziehungsknüpfen vor sich geht.

Hier stellt sich die Frage nach pastoralen Optionen in neuer Weise. Es geht nicht zuerst oder vor allem darum, welche pastorale Strategien besonders wirksam erscheinen, sondern welche innere Qualität der einzelne Seelsorgenvorgang besitzt. Die entscheidenden Fragen lauten: Ist eine Begegnung, eine seelsorgliche „Maßnahme“ beziehungsfördernd? Führt sie die Menschen zueinander und bietet sie Gemeinschaft und Beheimatung an? Befähigt sie letztlich, das Beziehungsangebot Jesu Christi selbst wahr- und anzunehmen?

Pastorale Spiritualität

Wie geht das Knüpfen eines Beziehungsnetzes konkret vor sich? Theologen sind es gewöhnt, ihre Verkündigung von der Wahrheit, von der Lehre her zu gestalten. Der typische Vorgang dafür ist die Predigt. Das Wort Gottes, vorgetragen in den Lesungen der Heiligen Schrift, wird ausgelegt. Die Zuhörer nehmen jedoch sehr genau auf, ob ihnen eine theoretisch-theologische Rede oder Vorlesung angeboten wird, oder ob der Prediger von ihrem Leben spricht. „Das war heute eine gute Predigt!“ meint in der Regel nicht: „Unser Pfarrer hat heute brillant gesprochen!“ oder: „Heute wurde uns die Wahrheit verkündet!“, sondern: „Heute hat er so gesprochen,

dass wir uns in unserem Leben getroffen und betroffen fühlen!"

Um so sprechen zu können, dass die Herzen der Menschen getroffen werden, muss der Verkünder des Wortes Gottes wissen und vor allen Dingen erfahren haben, was in diesen Herzen vor sich geht. Diese Vorgänge im Inneren der Menschen sind jedoch nicht einfach nur methodischer Anknüpfungspunkt für die Verkündigung, sondern bereits Inhalt dieser Verkündigung. Denn was die Herzen der Menschen bewegt, hat zu tun mit den individuellen Heilswegen, die Gott mit den Menschen gehen will.

Letztlich kommt hier das ignatianische „Gott suchen in allen Dingen“ zur Anwendung. Eine Art, wie Gott im Hier und Heute seine Wünsche mitteilt, sind die Führungen und Fügungen im Leben der Menschen. Diese gilt es ernst zu nehmen, weil sich darin Gottes Willen für das Leben der einzelnen, der Familien, der Gruppen und Kreise einer Gemeinde, für die ganze Gemeinde und Kirche ausdrückt.

So ist jedem Seelsorger nicht nur das Studium theologischer Literatur, sondern mehr noch das Studium der Herzen der Menschen aufgegeben. In der sorgfältigen Begleitung vieler einzelner und vieler Gruppen wird er erspüren, wohin die Sehnsucht der Menschen zielt. Im Sinne der „Unterscheidung der Geister“ wird er zwar versuchen, mit den Menschen den negativen Zeitgeist von positiven Anregungen im „Geist der Zeit“ zu unterscheiden. Doch wird er vermeiden, vorschnell alles gleich besser wissen und beurteilen zu wollen.

Um in dieser geistlichen Weise seelsorglich tätig sein zu können, muss sich der Seelsorger selbst als vom Geist

Gottes Geführter erleben. In der dauernden Reflexion, was in seinem Leben und seinem Inneren vor sich geht, wird er nach den Spuren Gottes suchen. Das macht ihn sensibel, in der gleichen offenen und ehrfürchtigen Weise mit den Menschen umzugehen, die ihm Gott in den Weg stellt. So wird seine Pastoral spirituell.

Viele sind Träger der Seelsorge

Menschen, die sich auf diese Art begleitet erleben, werden selbst zu Begleitern, zu Seelsorgern. Sie werden an den Stellen, an denen sie leben und arbeiten, in ähnlicher Weise mit den Menschen umgehen. Vor allem in den Familien, in denen in der Regel über den Zugang zum Glauben entschieden wird, kann eine Spurensuche angestoßen werden: Was ist für das Paar der authentische Lebens- und Glaubensweg? Welche originären Wege sollen die Kinder gehen?

Diese Art der Seelsorge holt die Pfarrer und pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus der Rolle der wissen- den und allein führenden Einzelkämpfer heraus. Es gibt bei dieser Art von Seelsorge viele begleitete Netzknüpfer in einer Gemeinde und in einer Gemeinschaft.

Natürlich werden sich in einer Gemeinde nie alle in gleich intensiver Weise beteiligen. Doch wie eingangs betont, ist jede Art der Beteiligung von der flüchtigen Begegnung bis zur tragenden Mitarbeit möglich und legitim. Alles zusammen aber kann ein lebendiger Lebensorganismus sein, in dem Menschen Heimat finden oder auch eben nur einmal kurz anhalten und Kraft schöpfen.